

Juliane Karakayali

Transnational Haushalten

VS RESEARCH

Juliane Karakayali

Transnational Haushalten

Biografische Interviews mit
care workers aus Osteuropa

Mit einem Geleitwort von Prof. Dr. Helma Lutz

VS RESEARCH

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<<http://dnb.d-nb.de>> abrufbar.

Dissertation Universität Frankfurt am Main, 2009

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung der Hans-Böckler-Stiftung.

1. Auflage 2010

Alle Rechte vorbehalten

© VS Verlag für Sozialwissenschaften | GWV Fachverlage GmbH, Wiesbaden 2010

Lektorat: Dorothee Koch / Dr. Tatjana Rollnik-Manke

VS Verlag für Sozialwissenschaften ist Teil der Fachverlagsgruppe

Springer Science+Business Media.

www.vs-verlag.de



Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von Gebrauchsnamen, Handelsnamen, Warenbezeichnungen usw. in diesem Werk berechtigt auch ohne besondere Kennzeichnung nicht zu der Annahme, dass solche Namen im Sinne der Warenzeichen- und Markenschutz-Gesetzgebung als frei zu betrachten wären und daher von jedermann benutzt werden dürften.

Umschlaggestaltung: KünkelLopka Medienentwicklung, Heidelberg

Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany

ISBN 978-3-531-17018-3

Geleitwort

In den deutschen Medien wird seit einiger Zeit das Thema *Pflegenotstand* heftig diskutiert. Der größte Teil der alten, pflegebedürftigen Menschen in Deutschland zieht die Pflege im eigenen Haushalt einer Heimunterbringung vor. In einer Gesellschaft, in der immer mehr Frauen berufstätig sind und der Jahrzehnte lang geltende Automatismus der Zuweisung der Pflegeverpflichtung an Frauen erodiert, entsteht ein erhöhter Bedarf an Pflegepersonal. Die Pflegeleistung im Privathaushalt entwickelt sich zu einem Wachstumssektor, für den weder der Staat noch die Anbieter privater Pflegedienste ausreichende und finanzierbare Angebote bereitstellen. Die Angehörigen und Betroffenen halten Ausschau nach Alternativen. Osteuropäische Frauen, Migrantinnen aus Polen, der slowakischen und tschechischen Republik, aus Ungarn, Rumänien, Bulgarien, Lettland, Estland oder Litauen werden als ‚rettende Engel‘ gesehen, die hier Abhilfe schaffen: sie ziehen in die Haushalte ein und stehen 24 Stunden als Rundum-Pflegerinnen zur Verfügung.

Mit genau diesem Phänomen, dem Privathaushalt pflegebedürftiger (alter) Menschen als Arbeitsort für transnationale osteuropäische Migrantinnen, beschäftigt sich das Buch von Juliane Karakayalı. Ihr geht es vor allem um die Perspektive der betroffenen Migrantinnen, die als „care worker“ regulär oder irregulär in deutschen Haushalten beschäftigt sind. Die Autorin hat damit Neuland betreten, denn zu der Frage der Betreuung und Pflege durch Migrantinnen gibt es in Deutschland bislang nur wenige empirische Untersuchungen.

Die Grundlage dieser Arbeit bilden biographische Interviews, die Juliane Karakayalı mit transnationalen Migrantinnen geführt hat. Die Interviewten leben mehrheitlich in den Haushalten ihrer Kunden bzw. Kundinnen und sind somit sehr spezifischen Arbeitsbedingungen unterworfen. Mithilfe der Präsentation der Interviews beschreibt die Autorin, was es heißt, als ‚Fremde‘ in einem Haushalt zu arbeiten und gleichzeitig dort zu leben, sich mit den Familienbeziehungen, den Altersproblemen und dem ‚Habitus‘ der Pflegebedürftigen vertraut zu machen. Theoretisch arbeitet Karakayalı mit einer intersektionsanalytischen Perspektive und zeigt auf, wie die Migrantinnen unter den äußerst prekären Bedingungen ihres Lebens und Arbeitens in einer rechtlichen Grauzone ihre Handlungsfähigkeit bewahren und in vergleichbar schwierigen Situationen sehr unterschiedliche Strategien des Umgangs damit entwickeln. Insofern liefert diese

Arbeit auch einen wichtigen Beitrag zur Debatte um Prekarisierung, wobei sie vorrangig die Aktivitäten und Handlungsspielräume der Prekarisierten betrachtet und dabei vermeidet, allgegenwärtige Stereotypisierungen der Migrantinnen fortzuschreiben.

Aus den Interviews, die Karakayalı mit den Frauen geführt hat, geht hervor, dass die meisten von ihnen im Heimatland eine sehr gute Ausbildung absolviert haben (bis hin zu akademischen Abschlüssen) und oft über jahrelange Berufserfahrung, etwa als Krankenschwester, verfügen. In ihren Heimatländern haben sie im Zuge der Systemtransformation entweder ihren Arbeitsplatz verloren oder aber das Gehalt ist so gering, dass sie ihren Lebensunterhalt damit nicht bestreiten können, bzw. ihre Angehörigen, insbesondere ihre Kinder, nicht adäquat unterstützen können. Die Tatsache, dass weibliche Berufstätigkeit in Osteuropa vor der Wende der 1990er Jahre die Regel und nicht Ausnahme war, trägt dazu bei, dass gerade bei diesen Frauen eine hohe Mobilitäts- und damit auch Risikobereitschaft zu finden ist; sie haben als Pionierinnen ein selbstorganisiertes Modell der Pendelarbeit entworfen, bei dem die Arbeit in einem deutschen Haushalt über mehrere Monate erfolgt und dann an eine Bekannte oder Freundin weitergegeben wird, um während der Abwesenheit im Haushalt des Herkunftslandes die eigene Familie zu versorgen. Daraus entwickelt sich oft ein nachhaltiges, transnationales Lebensmodell, für das es bislang kaum Beispiele und Vorbilder gibt. Welche langfristigen Folgen sich aus diesen Arrangements für beide Seiten ergeben, ist bislang kaum Gegenstand der Forschung gewesen.

Unter den vielen interessanten Resultaten dieser Untersuchung ist eines für die aktuelle Debatte besonders interessant: Juliane Karakayalı vergleicht reguläre und irreguläre Beschäftigungsverhältnisse in diesem Bereich; sie hat sowohl Interviews mit Migrantinnen geführt, die regulär über das sogenannte Riester-Modell angestellt sind, als auch mit irregulär (illegal) Beschäftigten. Der Vergleich dieser beiden Gruppen zeigt, dass die legale Ausübung dieser Beschäftigung nicht unbedingt zu einer Verbesserung der Arbeitsbedingungen führt, denn es gibt weder eine Kontrolle der betroffenen Haushalte noch (professionelle) Unterstützung für die Migrantinnen. Damit wird eine These obsolet, die besagt, dass dieser Arbeitsbereich über Legalisierungsmaßnahmen als „normaler“ Tätigkeitsbereich gestaltet werden kann. Arbeit im Privathaushalt ist und bleibt ein Sektor, der eine eigene Logik hat, der anderen Anforderungen gerecht werden muss als Berufstätigkeit außerhalb des Haushalts und sich daher nur schwer professionalisieren lässt. Auch die weit verbreitete Ansicht, dass es sich bei diesem Arbeitsverhältnis doch um eine so genannte ‚win-win-Situation‘ handelt, bei der alle Seiten Gewinner sind, wird in dieser Arbeit in Frage gestellt. Stattdessen wird hier dezidiert der Frage nachgegangen, von wem und unter welchen Umständen dieses Arbeitsverhältnis als Erfolg oder aber als Misserfolg betrach-

tet wird. In besonderer Weise trägt die von der der Autorin entwickelte Typologie zur Verarbeitung transnationaler Arbeits- und Migrationserfahrungen von migrantischen Haushaltsarbeiterinnen zur Erweiterung des Forschungsstandes in Deutschland bei. Ein solcher Systematisierungsversuch wurde bislang nicht vorgenommen. Hier wird deutlich, dass für die Betroffenen nicht nur der finanzielle Erfolg für die Bewertung ihrer Situation in Deutschland ausschlaggebend ist, sondern auch die Frage, ob andere Ziele zur Fortsetzung biographischen Handelns erreicht werden bzw. als erreichbar betrachtet werden. Ein in der Biographieforschung entwickelter Ansatz, der davon ausgeht, dass das ‚biographische Kapital‘ neben anderen Kapitalsorten einen erheblichen Einfluss auf den Verlauf von Migrationsbiographien hat, wird hier durch eine sehr genaue Analyse fortgeschrieben und erweitert.

Insgesamt hat Juliane Karakayalı mit ihrer Arbeit einen sehr wichtigen Beitrag für die Migrations-, Geschlechter- und Biographieforschung geliefert, und die Studie kann darüber hinaus auch von Leserinnen und Lesern, die sich für die aktuelle Debatte über Pflegenotstand und ‚alternative‘ Pflegemodelle interessieren, mit großem Gewinn gelesen werden.

Ich wünsche dem Buch eine umfangreiche Leserschaft und werde mit großem Interesse die Rezeption verfolgen.

Helma Lutz

Vorwort

Gemeinhin wird das Schreiben einer Dissertation als Akt einsamen Leidens dargestellt, aus dem dann eine höchst individuelle Leistung hervorgeht. Wenn ich auf den Prozess der Entstehung dieses Buches zurückblicke, dann sehe ich vor allem all die Menschen, die mich beraten, ermutigt und unterstützt haben, die mit mir diskutierten, mich korrigierten, motivierten, mit ihren Ideen inspirierten und mit Literaturtipps versorgten – und diejenigen, die dafür sorgten, dass mein Leben stets aus mehr als nur dieser Arbeit bestand.

Zuerst möchte ich den drei Professorinnen danken, die mich im Entstehungsprozess meiner Dissertation begleiteten. Prof. Helma Lutz betreute meine Arbeit über den gesamten Zeitraum der Dissertation hinweg sehr intensiv. Die Regelmäßigkeit und Verlässlichkeit mit der sie jeden meiner Arbeitsschritte nachvollzog, kommentierte und kritisierte, hat maßgeblich dazu beigetragen, dass diese Arbeit wurde, was sie ist. Die gründliche Betreuung und vor allem die Selbstverständlichkeit, mit der sie angeboten wurde, ist im Universitätsbetrieb alles andere als üblich und dafür möchte ich Prof. Lutz herzlich danken. Nachdrücklich danken möchte ich auch Prof. Ursula Apitzsch, die nach meinem Wechsel an die Universität Frankfurt kurzentschlossen die Zweitbetreuung der Dissertation übernahm und mir auch gleich Gelegenheit gab, meine Forschungsergebnisse in einem größeren Rahmen zu präsentieren. Ein ganz herzlicher Dank geht auch an Prof. Ingrid Miethe, meine Vertrauensdozentin bei der Hans-Böckler-Stiftung. Sie hat mich ausführlich und mit viel Humor in die Biographieforschung eingeführt. Ihre pragmatischen Ratschläge haben mir maßgeblich geholfen, den Arbeitsprozess erfolgreich zu gestalten.

Ich habe die Dissertation mit einem Stipendium der Hans-Böckler-Stiftung geschrieben, der ich für die besondere Unterstützung von Promovierenden mit Kindern danken möchte.

Viele Freundinnen und Freunde hatten Anteil an der Entstehung dieses Buches. Ein besonderer Dank gilt meiner Freundin Barbara Schäuble, die geduldig mit mir nahezu jeden Aspekt dieser Arbeit diskutiert hat. Mit Alexandra Rau, Uta Schirmer und Anja Weckwert habe ich erste Erfahrungen mit qualitativer Sozialforschung gesammelt. Den Teilnehmerinnen des Promotionskolloquiums von Prof. Helma Lutz danke ich für äußerst konstruktive und kontinuierliche Diskussionen.

Bei der Korrektur des Manuskripts haben mir Ansgar Weingarten, Barbara Schäuble, Çigdem Inan, Diana Engel, Fabian Schmidt, Jana Pareigis, Katja Diefenbach, Katharina Istel, Michael Willenbücher, Minu Haschemi, Nadine Teuber, Romin Khan, Saša Vukadinović, und Serhat Karakayalı geholfen – Danke. Jochen Müller danke ich für seine Kritik, durch die meine Kapitel erheblich an Qualität gewannen.

Meinen Kindern Sibel und Sinan danke ich dafür, dass sie mich davor bewahrt haben, der Dissertation einen zu großen Stellenwert einzuräumen. Claudia Ehlert, Cristiane Ramalho-Hilbig, Daniela Weiß, Irina Lorenz-Meyer, Jochen Müller, Melanie Lukas und Raul Zelik danke ich für vielfältige Unterstützung in Sachen Kinderbetreuung. Ein großer Dank gilt hier auch meinen ehemaligen Mitbewohnern Folkard Fritz und Romin Khan, die immer wieder als Babysitter einsprangen. Besonders danke ich Öznur Kaplan, die Sinans Herz eroberte und damit die Fertigstellung dieser Arbeit ermöglichte. Bei meinen Eltern Gudrun und Karsten Schmidt bedanke ich mich für Unterstützung in nahezu jeder Hinsicht.

Serhat Karakayalı danke ich für Unterstützung und Motivation, für Ablenkung und Hilfe, Ermutigung und Inspiration und so vieles mehr.

Meinen Interviewpartnerinnen danke ich dafür, dass sie mir ihre Lebensgeschichten zur Verfügung gestellt haben. Vermutlich werden sie dieses Buch nie lesen. Die Tatsache, dass ich auf der Grundlage ihrer Lebensgeschichten einen Dokortitel erworben habe, während sie um die Anerkennung ihrer Bildungsabschlüsse kämpfen, ist Teil der Ungleichheiten, die ich in der vorliegenden Arbeit analysiere. Der Mut, die Flexibilität und die Zähigkeit, mit der diese Frauen ihr Leben meistern, wird mir immer ein Vorbild sein.

Juliane Karakayalı

Inhalt

| | |
|--|-----|
| Einleitung..... | 13 |
| 1 Theoretische Grundlagen..... | 23 |
| 1.1 Transnationale Migration..... | 23 |
| 1.2 Die Beschäftigung von Migrantinnen im Privathaushalt..... | 41 |
| 1.3 Intersektionalität als Forschungsperspektive..... | 64 |
| 2 Der Forschungsprozess und die biographische Methode..... | 71 |
| 2.1 Die Entwicklung der Fragestellung..... | 71 |
| 2.2 Biographieforschung und biographische Methode..... | 73 |
| 2.3 Etappen des Forschungsprozesses..... | 89 |
| 3 Kontextbeschreibung..... | 107 |
| 3.1 Rechtliche Rahmenbedingungen..... | 107 |
| 3.2 Der Arbeitsplatz..... | 115 |
| 4 Falldarstellungen und Typologie..... | 127 |
| 4.1 Fallkapitel Aniko Csilla..... | 128 |
| 4.2 Haushaltsarbeit als Dequalifizierungserfahrung..... | 176 |
| 4.3 Fallkapitel Lilia Sograf..... | 178 |
| 4.4 Haushaltsarbeit als Passage zur transnationalen Berufskarriere..... | 211 |
| 4.5 Fallkapitel Ewa Holler..... | 213 |
| 4.6 Haushaltsarbeit als Bedingung eines gelungenen biographischen Neuanfangs..... | 243 |
| 4.7 Fallkapitel Vanda Gerulaitiené..... | 244 |
| 4.8 Haushaltsarbeit um das bessere Überleben zu sichern..... | 277 |
| 4.9 Migration als Verlaufskurve..... | 278 |
| 4.10 Zusammenfassung der Ergebnisse..... | 281 |
| 5 Schlussbetrachtung..... | 291 |
| 5.1 Befunde..... | 291 |
| 5.2 Reflexion von Intersektionalität als Forschungsperspektive..... | 293 |
| 5.3 Forschungsdesiderate..... | 296 |
| Abkürzungen für Textsorten in der thematischen Falldarstellung..... | 299 |
| Transkriptionszeichen..... | 301 |
| Datenübersicht Haushaltsarbeiterinnen..... | 303 |
| Literatur..... | 309 |

Einleitung

Derzeit sind knapp 22% aller in Deutschland lebenden Menschen über 60 Jahre alt; bis zum Jahr 2050 wird ein Anstieg dieser Bevölkerungsgruppe auf 36,8% erwartet. Diese Zunahme hängt zum einen mit der abnehmenden Geburtenzahl, zum anderen mit der gestiegenen Lebenserwartung zusammen. Mit der höheren Lebenserwartung nimmt auch die Zahl pflegebedürftiger Menschen zu, da das Risiko, pflegebedürftig zu werden, mit steigendem Alter zunimmt (vgl. von Kondratowitz 2005: 418). Laut Bundesamt für Statistik lebten 2007 2,25 Millionen (im Sinne der Pflegeversicherung) Pflegebedürftige in Deutschland (Bundesamt für Statistik 2007:4). Der Großteil, ca. 68% aller Pflegebedürftigen, wird zu Hause gepflegt. Dieser Trend bleibt ungebrochen: zwar nimmt die Zahl der in Pflegeheimen betreuten Menschen zu, dies aber vor allem darum, weil die absolute Zahl Pflegebedürftiger steigt (Statistisches Bundesamt 2007: 4). Die Personen, die traditionell die häusliche Pflege übernehmen, nämlich die Töchter und Schwiegertöchter, stehen immer seltener für die häusliche Pflege zur Verfügung. Denn diese sind häufig selbst noch erwerbstätig, haben eigene Familien und leben häufig aufgrund gesteigerter Mobilität geographisch weit entfernt von ihren Eltern bzw. Schwiegereltern (vgl. Dienel 2006: 22).

Gleichzeitig besteht auf Seiten der Pflegebedürftigen ungebrochen der Wunsch, in Alter und Krankheit in der häuslichen Umgebung zu verbleiben. Dazu haben auch zunehmende Berichte über die alarmierenden Zustände in vielen Alters- und Pflegeheimen beigetragen, in denen von Misshandlungen durch PflegerInnen, Vernachlässigung und schlechte medizinische Versorgung aus Kostengründen zu lesen ist (vgl. z.B. Breitscheidel 2005). Die von vielen gewünschte 24-Stunden-Betreuung durch einen ambulanten Pflegedienst ist oft nur zu einem Preis zu haben, der für die meisten Pflegebedürftigen unbezahlbar ist. Um diese „Versorgungslücke“ zu schließen, entscheiden sich immer mehr Pflegebedürftige und ihre Angehörigen dafür, häufig irregulär¹, eine migrantische

¹ Für alle meine Interviewpartnerinnen, die ohne Vermittlung des Arbeitsamtes bzw. der Agentur für Arbeit in Deutschland arbeiten, galt zum Zeitpunkt des Interviews, dass sie zwar ohne Arbeitserlaubnis hier arbeiten, nicht aber ohne Aufenthaltserlaubnis. Denn durch den EU-Beitritt u.a. Polens, Ungarns und Litauens am 1.5.2004 gilt für Bürger dieser Länder Bewegungsfreiheit in der EU. Insofern hielten sich die Frauen durchaus legal in Deutschland auf. Zur Bezeichnung der Arbeit ohne Arbeitserlaubnis verwende ich den Begriff „irregulär“.

Haushaltsarbeiterin zu beschäftigen, die in den meisten Fällen in den Haushalt der pflegebedürftigen Person einzieht und als sogenannte „live-in“ dort lebt. Vieles deutet darauf hin, dass diese irreguläre Praxis bereits Jahre vor den öffentlichen Debatten darum ab 2001 begonnen hat.

Von einem Skandal zur Anwerbestoppausnahmeverordnung

Anlass für diese Debatte im Jahr 2001 war eine von der Staatsanwaltschaft Frankfurt in 200 Haushalten im Rhein-Main-Gebiet durchgeführte Razzia². Zu dieser kam es, nachdem die polnische Polizei in Warschau eine Frau festgenommen hatte, die seit mehreren Jahren illegal Frauen aus Polen als Haushaltsarbeiterinnen an deutsche Haushalte mit Pflegebedürftigen vermittelt hatte. Die so aufgespürten irregulär Beschäftigten wurden ererkennungsdienstlich behandelt und sofort abgeschoben, sie erhielten zudem ein befristetes Wiedereinreiseverbot. Gegen die deutschen ArbeitgeberInnen wurde wegen des Verdachts auf Menschenhandel ermittelt, zudem sollten sie die ausstehenden Sozialversicherungsbeiträge an die Bundesanstalt für Angestellte nachzahlen. Zu den betroffenen ArbeitgeberInnen gehörte auch der Fernsehjournalist Frank Lehmann, der in Artikeln und Talkshow-Auftritten die Debatte um irregulär im Haushalt mit Pflegebedürftigen beschäftigte Migrantinnen in die Öffentlichkeit trug (vgl. FR vom 26.3.2003). Das Thema stieß auf große Resonanz: in Zeitungsartikeln, Fernsehreportagen, Hörfunksendungen, Leserbriefen und Internetforen meldeten sich Angehörige zu Wort, die auf ihren großen Unterstützungsbedarf bei der häuslichen Pflege hinwiesen oder aber von der bereits seit Jahren praktizierten Beschäftigung einer irregulären Migrantin im Haushalt berichteten. Die illegale Beschäftigung von Ausländern schien in diesem Fall von weiten Teilen der Bevölkerung akzeptiert zu sein. Irregulär beschäftigte Haushaltsarbeiterinnen wurden im Diskurs um verzweifelte Töchter, erschöpfte Schwiegertöchter und Pflegebedürftige, die es vor der Heimunterbringung zu bewahren galt, zur letzten Rettung.

Eine deutlich ablehnende Haltung bezogen und beziehen nach wie vor nur die Pflegeverbände: diese betrachten die zu sehr niedrigen Löhnen arbeitenden migrantischen Haushaltsarbeiterinnen als unlautere Konkurrenz und sehen ihre Klientel an diese verloren gehen (vgl. Ärztezeitung vom 28.3.2006). In diesem Zusammenhang werden auch Warnungen davor laut, dass sich Staat und Gesellschaft zunehmend der Verantwortung für alte und kranke Menschen entzögen

² Die folgenden Informationen über die bisher im Bundesgebiet in ihrem Umfang einzigartige Razzia stammen aus einem Interview mit dem Journalisten Frank Lehmann, das ich im Oktober 2003 geführt habe.

und die Sorge um diese Menschen an irreguläre Migrantinnen delegierten, die häufig über keinerlei Qualifikation im Umgang mit Pflegebedürftigen verfügten (z.B. <http://www.epd.de/sozial/2001/08pflege.html>). Mit der Formulierung „illegale Pflegekräfte“ wird der Sachverhalt zusätzlich skandalisiert.

Dabei reist ein großer Teil der Haushaltsarbeiterinnen mit einem Touristenvisum ein und hält sich somit durchaus legal in Deutschland auf, wenn auch die Beschäftigung irregulär erfolgt. Der Begriff „illegal“ weckt dabei Assoziationen von Kriminalität und Gefahr. Darüber hinaus suggeriert die Bezeichnung „Pflegekräfte“, dass es sich bei den im Haushalt beschäftigten Frauen um qualifizierte Krankenschwestern handelt, die jeder Kontrolle entzogen Diagnosen stellend und Spritzen gebend die Pflegebedürftigen in Gefahr bringen und zudem die Angebote der Pflegedienste überflüssig machen.

Trotz dieser Einwände kam es zu einer politischen Reaktion zugunsten der Pflegebedürftigen und ihrer Angehörigen: Im Januar 2002 trat die vom damaligen Arbeitsminister Walter Riester auf den Weg gebrachte Anwerbestoppausnahmereverordnung (ASAV §4 Abs. 9a) in Kraft, die es Haushalten mit Pflegebedürftigen der Pflegestufe 1-3 erlaubte, Frauen und Männer aus Polen, Tschechien, Slowenien, der Slowakei und Ungarn als Haushaltshilfen zu beschäftigen. Die Vermittlung übernahmen dabei die Arbeitsämter³. Die Auswahl der Länder, für die diese Regelung galt, trug einerseits dem Umstand Rechnung, dass es in besonderer Weise Migrantinnen aus Osteuropa zu sein schienen, die in deutschen Haushalten arbeiteten. Zudem wird dabei die kurz bevorstehende EU-Mitgliedschaft dieser Länder eine Rolle gespielt haben, die eine langfristige Schließung der Arbeitsmärkte ihnen gegenüber ohnehin verhindert hätte. Diese Regelung versuchte erklärtermaßen einerseits, einem gesellschaftlichen Bedarf gerecht zu werden und andererseits irreguläre Beschäftigung zu begrenzen. Im Zuge der Ausarbeitung jener Anwerbestoppausnahmereverordnung, wurden die Ermittlungen gegen die 200 kontrollierten Haushalte im Rhein-Main Gebiet weitgehend eingestellt oder in gemeinnützige Spenden transformiert, das Wiedereinreiseverbot für die abgeschobenen Frauen aufgehoben. Das zum 1.1.2005 in Kraft getretene Zuwanderungsgesetz (Gesetz zur Steuerung und Begrenzung der Zuwanderung und zur Regelung des Aufenthalts und der Integration von Unionsbürgern und Ausländern Abschnitt 4 §18) hat diese Regelung abgelöst und enthält erneut die Möglichkeit einer Beschäftigung von migrantischen Haushaltshilfen aus Osteuropa (siehe Kapitel 3.).

³ Das Arbeitsamt wurde 2005 in Agentur für Arbeit umbenannt. Da ich meine Recherchen im Jahr 2003 begann und 2006 abschloss, benutze ich beide Bezeichnungen: Arbeitsamt für alle Vorgänge der Arbeitsverwaltung bis 2005, Agentur für Arbeit (AA) für alle Vorgänge in Zusammenhang mit der Arbeitsverwaltung nach 2005. Nach wie vor ist allerdings die Zentrale Arbeitsvermittlung für die direkte Abwicklung zuständig, die ich mit ZAV abkürze.

Die Pflegeverbände kritisieren diese Regelung scharf, da sie darin eine Legalisierung von ausländischen Billigarbeitskräften durch die Hintertür sehen und eine Abnahme der Pflegequalität befürchten (vgl. FR vom 26.1.2005, Müller 2005: 26). Die Befürchtung, mit der Regularisierung der migrantischen Haushaltsarbeiterinnen entstehe eine Art regulärer doppelter Pflegeinfrastruktur hat sich bisher allerdings nicht bestätigt. Denn trotz dieser neu geschaffenen Möglichkeit, Migrantinnen in Haushalten mit Pflegebedürftigen legal zu beschäftigen, scheint ein großer Teil dieser Arbeit nach wie vor irregulär zu erfolgen. Darauf verweisen die vergleichsweise niedrigen Vermittlungszahlen (im Jahr 2007 waren es gerade einmal 3.032) und nicht zuletzt die weiterhin regelmäßigen Meldungen über die Aufdeckung irregulärer VermittlerInnen (vgl. z.B. FR 11.10.2006). In vielen Publikationen taucht die vom Bundesverband privater Anbieter sozialer Dienste (BpA) lancierte Zahl von geschätzten 100.000 irregulären Haushaltsarbeiterinnen auf (vgl. http://www.bpa.de/upload/public/doc/7505_illegale_pflege_mit_todesfolge.pdf), eine Zahl die kaum Aussagekraft besitzt, da sich über irreguläre Beschäftigung und Migration naturgemäß keine validen Aussagen treffen lassen und dem BpA ein Interesse an der Skandalisierung dieses Themas unterstellt werden muss.

Dass die Praxis der irregulären Beschäftigung von Migrantinnen in Haushalten mit Pflegebedürftigen sehr verbreitet ist, darauf verweisen zahlreiche Medienberichte und wissenschaftliche Befunde (siehe unten) und dies hat sich auch im Forschungsprozess zur vorliegenden Arbeit gezeigt. So waren nahezu alle ArbeitgeberInnen, mit denen ich sprach, sehr auskunftsfreudig, auch wenn sie sich über die möglichen juristischen Konsequenzen ihres Handelns im Klaren waren. Auch die Tatsache, dass die von mir interviewten Migrantinnen zumeist bereits über Jahre hinweg und in verschiedenen Haushalten irregulär gearbeitet hatten, verweist auf die weite Verbreitung dieser Beschäftigungsform. Dabei scheint auch die Grenze zwischen „offizieller“ Pflege durch ambulante Pflegedienste und „inoffizieller“ Pflege durch irreguläre Migrantinnen recht durchlässig zu sein: so berichteten zwei der von mir interviewten Migrantinnen, dass sie bereits irregulär für Pflegedienste gearbeitet hätten. Ein Pflegedienstleiter erklärte mir, dass er bereits mehrfach Telefonnummern irregulärer Migrantinnen an Angehörige Pflegebedürftiger weitergegeben hätte. Eine der irritierendsten Begegnungen war die mit einer Polizeibeamtin, die mir Kontakte zu irregulär arbeitenden Haushaltsarbeiterinnen vermittelte.

Obleich die Beschäftigung irregulärer Migrantinnen zu einem tagespolitischen Thema geworden ist, dass nach wie vor viel in den Medien diskutiert wird, so ist die wissenschaftliche Erforschung des Gegenstandes hinter der öffentlichen Aufmerksamkeit zurückgeblieben. Jenseits von Zeitungsartikeln existieren nur wenige Publikationen. Auffällig ist zudem, dass in der öffentlichen Debatte

zwar die Positionen von Angehörigen und Pflegebedürftigen vertreten werden, die Migrantinnen selbst aber kaum gehört werden. Die vorliegende Arbeit soll auch dazu beitragen, dies zu ändern. Im Folgenden werde ich zunächst den Forschungsstand über Migrantinnen aus Osteuropa in der bezahlten Haushaltsarbeit vorstellen, daran anschließend auf Forschungslücken eingehen und abschließend meine Fragestellung formulieren.

Stand der Forschung über transnationale Haushaltsarbeiterinnen aus Osteuropa

Haushaltsarbeit als Gegenstand der (feministischen) Forschung hat in Deutschland bereits eine längere Tradition. Zu den beforschten Themen gehören die historische Entstehung der Haushaltsarbeit (vgl. Bock/Duden 1977), die historische „Dienstmädchenforschung“ (vgl. Orth 1993, Friese 2002), Zeitbudgetstudien sowie Haushaltsorganisation (vgl. Meyer/ Schulze 1993, Methfessel 1992), die Debatte um das Outsourcing von Haushaltsarbeiten in haushaltsnahe Dienstleistungen (vgl. Weinkopf 2006, Jaehrling 2004), Männer und Haushaltsarbeit (vgl. Metz-Göckel/Müller 1996) sowie nicht zuletzt die repräsentative Untersuchung der Lebens- und Arbeitsweisen von Hausfrauen von Pross 1977. Zu dem vorliegenden Gegenstand der Arbeit, nämlich osteuropäische Migrantinnen als care workers in Haushalten Pflegebedürftiger, ist dagegen deutlich weniger publiziert worden.

Betrachtet man den Stand der Forschung in Deutschland, so lässt sich feststellen, dass in den letzten Jahren viele Publikationen über transnationale Migration zwischen Deutschland und verschiedenen Staaten Osteuropas erschienen sind (Morokvasic 1994/2003 Miera 2001, Cyrus 2003, Pallaske 2003, Nowicka 2007). Dabei ist auch das Arbeitsfeld Privathaushalt in besonderer Weise in den Fokus der transnationalen Migrationsforschung gerückt. Dies ist nicht nur mit der angenommenen quantitativen Bedeutung zu begründen⁴, sondern auch damit, dass sich hier ein transnationales Migrations- und Arbeitsregime etabliert hat, das sich informell und nichtsdestoweniger in der Öffentlichkeit entwickelte. Denn die Migrantinnen organisieren ihre Arbeit im Privathaushalt mithilfe von Netzwerken offensichtlich an der deutschen Migrationspolitik vorbei. Insofern beschäftigt sich ein Bereich der Literatur über Haushaltsarbeiterinnen aus Osteuropa vor allem mit der transnationalen Organisation der bezahlten Haushaltsar-

⁴ Es wird angenommen, dass der Privathaushalt zu einem der größten Arbeitgeber für transnationale MigrantInnen weltweit avanciert ist (vgl. Mommsen 1999: 5).

beit, wobei insbesondere die Praktiken der polnischen Migrantinnen⁵ Gegenstand der Untersuchungen sind (vgl. Irek 1998, Anderson 2006, Münst 2007). Von besonderem Interesse sind hier die Arbeitsarrangements, die geprägt sind durch die restriktive Migrationspolitik in Deutschland, die häufig mit Pendelmigrationen im zeitlichen Abstand von Touristenvisa zu umgehen versucht werden. Dafür wird häufig im Rotationsverfahren gearbeitet, wobei sich zwei oder mehr Migrantinnen eine Stelle teilen, um trotz der regelmäßigen Ausreise ihre Arbeitsstellen halten zu können. Ein besonderer Fokus liegt hier auf der Untersuchung der Netzwerke, über die Reisen bzw. Grenzübertritte organisiert, Informationen und Arbeitsstellen weitergegeben sowie Unterkünfte geteilt werden.

Ein anderer Bereich der Literatur über Migrantinnen in der bezahlten Haushaltsarbeit geht über diese Perspektive hinaus und analysiert auch die im Privathaushalt entstehenden Bedingungen und Verhältnisse zwischen Arbeitgeberinnen und Migrantinnen. Dazu gehört die wohl bisher umfangreichste Studie für den deutschen Kontext von Lutz (2007), für die sie 27 HaushaltsarbeiterInnen vor allem aus Osteuropa und Lateinamerika und 19 ArbeitgeberInnen interviewte. Auch hier werden transnationale Netzwerke und die transnationale Lebensführung der Migrantinnen analysiert. Darüber hinaus gehend stehen „Kommunikation, Selbst- und Fremdwahrnehmung“ (Lutz 2007: 9) der Arbeitgeberinnen und Arbeitnehmerinnen am Arbeitsplatz Privathaushalt im Fokus von Lutz' Untersuchungen, sowie die Perspektive der Migrantinnen auf ihre Tätigkeit, der Lutz mit der Frage nach den Möglichkeiten der Ausbildung einer Arbeitsidentität nachgeht.

Einen ähnlich breiten thematischen Ansatz verfolgt die Arbeit von Hess (2005) über Au-pairs aus der Slowakei. Sie zeigt auf, wie ein ehemals internationales Kultur-Austauschprogramm von jungen Frauen als „gate of entry“ in der restriktiven Migrationspolitik genutzt wird. Des Weiteren werden hier die Beziehungen zwischen den Gastmüttern und den Au-pairs untersucht, wobei letztere ganz offensichtlich weniger als „Gäste“ denn als Haushaltsarbeiterinnen betrachtet und behandelt werden.

Studien über die spezifische Situation von Haushaltsarbeiterinnen aus Osteuropa, die für Pflegebedürftige arbeiten und im Haushalt der Pflegebedürftigen leben, gibt es bisher (auch international) kaum. Einzig Kałwa (2007, 2008) hat Interviews mit polnischen care workers geführt, wobei sie ihre Untersuchung auf die Verwischung der Grenzen zwischen Öffentlichkeit und Privatheit in der bezahlten Haushaltsarbeit fokussiert. In dem Buch „Wohin mit Vater“, einem Erlebnisbericht eines Mannes, der auf der Suche nach einer Betreuung für seinen

⁵ Die Gruppe der polnischen MigrantInnen, die in deutschen Haushalten arbeiten, scheint besonders groß zu sein, was zum einen mit der geographischen Nähe zusammenhängt, zum anderen mit der langen Migrationstradition zwischen Deutschland und Polen.

pflegebedürftigen Vater schließlich eine polnische Haushaltsarbeiterin einstellt, werden ebenfalls Migrantinnen als care worker thematisiert, im Vordergrund stehen dabei allerdings die Perspektive des Vaters und des Sohnes (Anonymos 2007). Dieses Buch ist aufgrund der Befürchtung strafrechtlicher Konsequenzen unter einem Pseudonym erschienen.

Die Fragestellung

Die vorliegende Arbeit untersucht den Privathaushalt Pflegebedürftiger als Arbeitsplatz für transnationale Migrantinnen aus Osteuropa explorativ. Gegenstand meiner Untersuchung sind die Perspektiven osteuropäischer Migrantinnen auf ihre Arbeit. Interviewt wurden dafür sowohl regulär wie auch irregulär Beschäftigte. Wie bereits weiter oben beschrieben stellt die Beschäftigung von Migrantinnen im Haushalt ein politisch hochgradig umkämpftes Themenfeld dar, was sich auch in den verschiedenen politischen Regulierungsversuchen widerspiegelt, die in den Jahren, während die vorliegende Untersuchung stattfand, implementiert wurden. Diese wechselnden politischen und rechtlichen Rahmenbedingungen werden in der vorliegenden Arbeit einerseits grundsätzlich, andererseits in ihren Effekten auf das biographische Handeln meiner Interviewpartnerinnen analysiert. Denn die von mir Interviewten mussten sich in ihrer Lebensplanung jeweils mit den ihnen zur Verfügung stehenden Arbeits- und Migrationsmöglichkeiten auseinandersetzen. Dieser Teil der vorliegenden Untersuchung schließt damit an Konzepte der Policy-Forschung an, die Politikfelder in Hinblick auf die Entstehung bestimmter politischer Entscheidungen, dem Handeln der verschiedenen davon betroffenen AkteurInnen sowie den Effekten dieses Handelns befragt. Ich verbinde diese Perspektive der Politikfeldanalyse mit der biographischen Forschung, indem die Effekte verschiedener Politiken der Regularisierung bzw. nicht-Regularisierung auf die Biographien der interviewten Migrantinnen untersucht werden.

Damit möchte ich den Forschungsstand zu Migrantinnen in der bezahlten Haushaltsarbeit einerseits und zu transnationaler Migration andererseits um eine Facette erweitern. Denn die Arbeit im Privathaushalt ist gesellschaftlich wenig anerkannt und findet zu einem großen Teil im Bereich der Schattenwirtschaft statt. Dies gilt auch für viele andere Arbeitsbereiche (wie die Gastronomie oder die Bauwirtschaft), in denen transnationale MigrantInnen tätig sind. Die Migrantinnen, die in solchen Jobs arbeiten, tun dies unabhängig von ihrer beruflichen Qualifikation und ihrem gesellschaftlichen Status in ihren Herkunftsländern. Insofern ist anzunehmen, dass die transnationale Lebensweise für viele MigrantInnen mit der Erfahrung unterschiedlicher sozialer Positionierungen verbunden

ist. Rhacel Salazar Parrenas beschreibt dieses Phänomen mit dem Begriff der „contradictory class mobility“ (2001), der widersprüchlichen Klassenmobilität, am Beispiel philippinischer transnationaler Migrantinnen, die in Rom und Los Angeles in Haushalten arbeiten. Diese Frauen verfügen zu einem großen Teil über berufliche Qualifikationen und akademische Abschlüsse, mit denen sie auf den Philippinen allerdings kein ausreichendes Einkommen erzielen können. Mit der Arbeit im Haushalt in Europa und den USA erleben sie eine soziale Abwärtsbewegung, gleichzeitig aber ermöglicht ihnen diese Tätigkeit, ihre Familien auf den Philippinen zu unterstützen und eine materielle Existenz dort aufzubauen, von der sie nach ihrer Rückkehr profitieren können. Ich frage in Hinblick auf meine Untersuchungsgruppe, wie diese widersprüchliche Klassenmobilität subjektiv gedeutet wird und welche Handlungsstrategien aus dieser Arbeits- und Lebenssituation heraus entwickelt werden. Diese Erfahrungen sind Gegenstand meiner Untersuchung. Transnationale Haushaltsarbeiterinnen erscheinen dabei eine besonders geeignete Untersuchungsgruppe zu sein: Zum einen gehört der Privathaushalt zu einem der größten Arbeitgeber für transnationale Migrantinnen weltweit (vgl. Fußnote 4). Zum anderen ist die Arbeit im Privathaushalt auf spezifische Weise entlang von Klasse, Ethnizität und Geschlecht strukturiert, wodurch anzunehmen ist, dass die Haushaltsarbeiterinnen ihre gesellschaftliche Positionierung besonders deutlich erfahren. Insofern geht es hier um die Erfahrung einer widersprüchlichen Klassenmobilität, die durch Ethnisierung und Vergeschlechtlichung strukturiert ist. Das Erkenntnisinteresse meiner Forschung liegt in der Frage danach, wie transnationale Migrantinnen im Rahmen einer biographischen Erzählung ihre Erfahrungen verschiedener, widersprüchlicher sozialer Positionierungen (re)konstruieren, was ich mithilfe einer intersektionstheoretisch sensibilisierten Forschungsperspektive untersuchen möchte.

Die Arbeit ist damit am Schnittpunkt zwischen Geschlechter-, Migrations- und Biographieforschung angesiedelt. Zudem untersuche ich das Arbeitsarrangement im Privathaushalt Pflegebedürftiger explorativ, da bisher nur wenige wissenschaftliche Erkenntnisse dazu in Deutschland vorliegen.

Die Arbeit ist in fünf Teile gegliedert. Im ersten Kapitel stelle ich die theoretischen Grundlagen meiner Arbeit dar. Zu diesem Zweck gehe ich auf die Debatten um transnationale Migration, Migrantinnen in der bezahlten Haushaltsarbeit sowie Intersektionalität als Forschungsperspektive ein. Im zweiten Kapitel beschreibe ich meinen eigenen Forschungsprozess. Dazu zeichne ich zunächst die Entwicklung meiner Fragestellung nach, um dann ausführlich die Methode der Biographieforschung vorzustellen. Daran anschließend schildere ich die einzelnen Schritte meines Vorgehens, angefangen bei der Bildung der Untersuchungsgruppe über den Feldzugang, die Bildung meines Samples, die Auswahl und Auswertung der dargestellten Fälle sowie der Schwierigkeiten, die bei der

Anwendung der biographischen Methode auftraten. Das dritte Kapitel beinhaltet die Kontextbeschreibung. Hier stelle ich meine empirischen Ergebnisse bezüglich der rechtlichen Rahmenbedingungen und der Ausgestaltung des Arbeitsplatzes im Privathaushalt Pflegebedürftiger dar. Das vierte Kapitel beinhaltet die ausführliche Darstellung von vier der insgesamt 14 Fälle meines Samples sowie die Beschreibung der Typen, die ich ausgehend von der Analyse der Interviews gebildet habe. In einem Ausblick möchte ich dann meinen methodischen Zugang reflektieren sowie auf weitere, nicht in die Typologie eingeflossene Ergebnisse meiner Untersuchung und auf Forschungsdesiderate eingehen.

Bezeichnungspraktiken

Osteuropa

„Osteuropa“ ist ein Begriff mit vielen möglichen Bedeutungen. Ich benutze ihn zur Bezeichnung der Herkunftsregion meiner Interviewpartnerinnen. Mir ist die Unschärfe und Umstrittenheit dieses Begriffes bewusst. Weder möchte ich damit die großen Unterschiede zwischen den Herkunftsländern meiner Interviewpartnerinnen nivellieren, noch benutze ich diesen Begriff zur geographischen Lokalisation der Herkunftsländer. Vielmehr beschreibe ich mit Osteuropa die postkommunistischen Länder des geographischen Europas – wohl wissend, dass auch die geographischen Grenzen Europas höchst umstritten sind. Mit dieser Bezeichnung möchte ich den Fokus auf die strukturellen Bedingungen der gesellschaftlichen Transformation in den postkommunistischen Staaten legen, deren Effekte die Biographien meiner Interviewpartnerinnen strukturieren.

Alle Namen meiner Interviewpartnerinnen wurden anonymisiert. Dabei habe ich mich bei der Vergabe der Pseudonyme bemüht, jeweils landestypische Namen zu verwenden.

Care workers, care work und Haushaltsarbeit

Die Arbeit im Haushalt ist von vielfältigen Machtachsen durchzogen, was sich auch in den Benennungspraktiken der im Haushalt Arbeitenden niederschlägt. Von den Domestiken über die „Perle“ bis hin zu Dienerinnen spiegeln die Begriffe spezifische Konstruktionen über die Beschäftigten wieder. Die Frauen meines Samples werden zumeist als „polnische Pflegekräfte“ adressiert, ungeachtet der Tatsache, dass ein großer Teil von ihnen weder aus Polen kommt noch im engeren Sinne pflegerisch tätig ist. In der internationalen wissenschaftlichen

Debatte über bezahlte Haushaltsarbeit hat sich der englische Begriff „care worker“ durchgesetzt, für den eine adäquate, alle im Begriff „care“ enthaltenen Implikationen wiedergebende Übersetzung nicht existiert. Mit care work werden alle Formen der bezahlten Haushaltsarbeit bezeichnet, eine Unterscheidung zwischen der Ausführung von Haushaltstätigkeiten und Sorgearbeiten wird dabei nicht vorgenommen (siehe dazu Kapitel 1.2). Das gleiche gilt für den vor allem in der deutschen Debatte verwendeten Begriff „Haushaltsarbeit“, der ebenfalls alle Formen der bezahlten Hausarbeit beschreibt (vgl. Lutz 2007a: 21). In der vorliegenden Arbeit verwende ich beide Begriffe synonym.

Der Begriff „Haushaltshilfe“ ist ein amtlicher Terminus des Arbeitsamtes bzw. der Agentur für Arbeit, mit dem die care workers bezeichnet werden, die sich im Rahmen der Anwerbestoppausnahmereverordnung oder des Zuwanderungsgesetzes regulär nach Deutschland vermitteln ließen. Da dieser Begriff die Arbeit meiner Interviewpartnerinnen bagatellisiert, verwende ich ihn nur im Kontext der Beschreibung der Verwaltungspraxis.

Ebenso ist der Begriff des „Pflegebedürftigen“ ein administrativer Terminus: er bezeichnet Menschen, die von der Pflegeversicherung in die Pflegestufen 1-3 eingestuft wurden. Nur diese haben die Möglichkeit, über das Arbeitsamt vermittelt eine migrantische Haushaltshilfe zu beschäftigen. Die Bezeichnung PflegebedürftigeR verwende ich in dieser Arbeit allerdings auch in ihrer alltags-sprachlichen Bedeutung für alle Menschen, die der Pflege bedürfen, auch wenn die Pflegeversicherung dies möglicherweise nicht anerkennt. Synonym benutze ich den Begriff des Klienten bzw. der Klientin. Häufig sind die KlientInnen nicht mehr in der Lage, selbst eine Haushaltsarbeiterin zu beschäftigen. Im Falle der regulär vermittelten Haushaltshilfen heißt das, dass diese von einer anderen (zumeist angehörigen) Person eingestellt werden, um sich um die pflegebedürftige Person zu kümmern. Diese andere Person bezeichne ich als ArbeitgeberIn.

1 Theoretische Grundlagen

Die Untersuchungsgruppe der vorliegenden Arbeit sind transnationale Migrantinnen aus verschiedenen Ländern Osteuropas, die in Haushalten mit Pflegebedürftigen arbeiten. Im Folgenden werden die theoretischen Grundlagen, auf die sich die Arbeit bezieht, diskutiert. Das Kapitel gliedert sich dabei in drei Abschnitte: im ersten werde ich auf Theorien zur transnationalen Migration eingehen, zweitens werde ich theoretische Befunde sowie ausgewählte Forschungsergebnisse zur Beschäftigung von Migrantinnen in der Haushaltsarbeit vorstellen und drittens auf Intersektionalität als Forschungsperspektive eingehen.

1.1 Transnationale Migration

Theoretischer Rahmen und zentrale Begriffe

Der Begriff „transnationale Migration“ wurde in den letzten Jahren entwickelt, um jene grenzüberschreitenden Praktiken von MigrantInnen zu kennzeichnen, die konzeptuell nicht in Begriffen wie Einwanderung, Integration oder Remigration zu fassen sind. Frühere migrationstheoretische Überlegungen gingen vor allem von der Frage aus, warum Menschen überhaupt migrieren. Die meisten Ansätze gingen hier von Modellen aus, die vor allem ökonomische Motive fokussierten. So nahmen die VertreterInnen der sog. „neoklassischen“ Ansätze an, dass Migrationen aus dem regionalen Lohngefälle und der unterschiedlichen Nachfrage nach Arbeitskräften in verschiedenen Regionen zu erklären seien, wobei die Arbeitskräfte aus ökonomischem Kalkül heraus mit ihrer Wanderung zu einem Ausgleich des Arbeitskräftebedarfs beitragen (vgl. z.B. Todaro 1969). Neben vielen Einwänden, die sich gegen dieses Konzept erheben ließen (beispielsweise die ihm zugrunde liegende Konstruktion des Menschen als „homo oeconomicus“), sprachen auch empirische Befunde dagegen. Zum einen bestätigte sich nicht, dass unter den MigrantInnen maßgeblich die „Ärmsten der Armen“ zu finden sind (vgl. Castles 1992: 46), wie es der Ansatz nahe leg. Zum anderen wurden in einer Vielzahl von Studien auch andere Gründe als das Lohngefälle als „Migrationsursachen“ nachgewiesen (vgl. z.B. Sassen 1993, die den Einfluss von kulturellen Gütern und Ideen auf Migrationsbewegungen untersucht oder der

cumulative causation Ansatz, der beschreibt, wie die Migration selbst weitere Migrationen produziert vgl. Massey et al. 451).

Diesen früheren Theorien über Migration gemein ist die grundlegende Frage nach Ursachen und Umfang von unidirektionalen Migrationen. Diese wurden als Wanderungen von einem nationalen „Container“ in einen anderen konzipiert, ein Modell, dem laut Wimmer/Glick-Schiller (2002) ein „methodologischer Nationalismus“ zugrunde liegt.⁶ Die Forschungen über transnationale Migration dagegen konzentrieren sich auf „Bewegungen und Sozialräume zwischen (...) der Herkunfts- und Ankunftsregion“, auf Migration als einen „dauerhaften Zustand“ und eine „neue soziale Lebenswirklichkeit für eine wachsende Zahl von Menschen“ (Pries 2001a: 32).

Transnationale Migration lässt sich sehr allgemein als regelmäßige Wanderung zwischen zwei oder auch mehreren Orten als „genuiner Bestandteil durchaus kontinuierlicher Lebensläufe“ (Pries 2001b: 49), also als eine spezifische Form der Lebensführung und nicht eine Übergangssituation beschreiben. Basch et al. beschreiben TransmigrantInnen demnach als ImmigrantInnen, die das Land ihrer Herkunft und das Land ihrer Niederlassung durch die Unterhaltung vielfältiger grenzüberschreitender familiärer, ökonomischer, sozialer, organisatorischer, religiöser und politischer Beziehungen miteinander verbinden (1997: 81).

Zentrale Begriffe in der Debatte um transnationale Migration sind das transnationale Netzwerk, die transnationale Community sowie der transnationale soziale Raum. Das transnationale Netzwerk beschreibt ein Beziehungsgeflecht zwischen transnationalen MigrantInnen, ehemaligen MigrantInnen und Nicht-MigrantInnen, über die der Transport von Informationen, Gütern und Menschen organisiert wird und das damit die Migration erleichtert. Portes beschreibt als besondere Kennzeichen, dass diese Netze sehr dicht und gleichzeitig über weite geographische Distanzen gespannt sind und dass sie sich durch spezifische Formen der Solidarität, die sich aus der generalisierten Unsicherheit der transnationalen MigrantInnen entwickeln, auszeichnen (Portes 1996: 158, weitere Literatur zu transnationalen Netzwerken siehe Fawcett 1989, Vertovec 2003: 646ff). Eine besondere Form des transnationalen Netzwerkes beschreibt der Begriff der transnationalen Community. Im Rahmen dieses Konzeptes wird transnationale Migration im Kontext von Dorfgemeinschaften, Kleinstädten oder ländlichen Gebieten beschrieben, wobei zum einen die Frage zentral ist, wie die Migration

⁶ „Methodological nationalism is understood as the assumption that the nation/state/society is the natural social and political form of the modern world.“ (Wimmer/Glick-Schiller 2002: 30) Die AutorInnen stellen bei ihrer Analyse der modernen Sozialwissenschaften fest, dass diese (auf je verschiedene Arten) tendenziell das Vorhandensein von Nationalstaaten naturalisieren, damit den Nationalismus von der Entstehung von Nationalstaaten abtrennen und in ihren Analysen stets nur die Territorien einzelner Nationalstaaten berücksichtigen. Und sie zeigen auf, wie diese Annahmen auch die Forschungsperspektive auf Migration und MigrantInnen prägen.

einiger Community-Angehöriger auch für andere zum Anlass der Migration wird⁷, zum anderen, die Effekte der transnationalen Migration auf die Communities im Herkunftsland erforscht werden (vgl. z.B. Goldring 1997, 2001).

Ein weiteres zentrales Konzept ist das des transnationalen sozialen Raumes, den Pries als „relativ dauerhafte, auf mehrere Orte verteilte bzw. zwischen mehreren Flächenräumen sich aufspannende verdichtete Konfigurationen von sozialen Alltagspraktiken, Symbolsystemen und Artefakten“ bezeichnet (Pries 2001a: 150, vgl. auch Pries 2001b sowie Faist 2000a).

Jenseits dieser allgemeinen Bestimmung allerdings wird das Konzept der transnationalen Migration sowohl innerhalb als auch zwischen den verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen wie der Soziologie, der Politologie oder der Ethnologie durchaus kontrovers diskutiert. Grundsätzlich lässt sich eine gewisse Unübersichtlichkeit der Forschung zu transnationaler Migration konstatieren, oder, wie Mitchell es formuliert: „The disciplinary unboundedness of research on transnational practices is one of its defining features“ (Mitchell, 1997 zitiert nach Østergaard-Nielsen 2001). Die verschiedenen Versuche, der kritisierten Unübersichtlichkeit Systematiken entgegenzustellen (wie es z.B. Mahler/Pessar 2001 zur Analyse von Geschlecht in transnationalen Migrationsprozessen tun, oder Portes (2003: 877), der eine Systematik grenzüberschreitender Aktivitäten verschiedener Akteure entwickelt), haben bisher noch nicht nachhaltig dazu beitragen können, eine klare Ordnung in die vielfältigen Fallstudien und theoretischen Ansätze zu bringen. Die ganze Breite der theoretischen Debatte ist dabei an dieser Stelle nicht wiederzugeben, im Folgenden werde ich mich auf die Aspekte beschränken, die für das Verständnis meiner Untersuchung osteuropäischer care worker notwendig sind.

Das Transnationale der Migration

Eine der zentralen Fragen in der Debatte um transnationale Migration ist die danach, was eine Migration transnational macht. Während einige WissenschaftlerInnen darauf hinweisen, dass bisher erst eine vergleichsweise kleine Gruppe von MigrantInnen transnationale Aktivitäten entwickelt und die weite Verbreitung des Begriffs des Transnationalen eher mit der Beliebtheit neuer Konzepte

⁷ Ein recht spektakuläres Beispiel für eine transnationale Community beschreibt Davis: „1982 zerstörte ein furchtbarer Brand einen ganzen Wohnblock in der Nähe von Downtown Los Angeles und hinterließ 24 tote Frauen und Kinder. Es herrschte allgemeine Verwunderung, als die ermittelnde Feuerwehr später herausfand, daß die mehreren hundert Bewohner des Blocks alle ehemalige Nachbarn aus einem einzigen Dorf, El Salitre, im mexikanischen Bundesstaat Zacatecas waren.“ (Davis 1999: 218).

zu erklären ist als mit der tatsächlich quantitativen Verbreitung transnationaler Migrationspraktiken (vgl. Portes/Guarnizo/Landolt 1999, Portes 2003), gehen andere eher davon aus, dass transnationale Migrationsformen andere Migrationsformen wie „Immigration“ oder „Remigration“ weitgehend abgelöst haben (vgl. z.B. Mahler/Pessar 2001). Offensichtlich werden hier unterschiedliche Kriterien zugrunde gelegt. Portes/Guarnizo/Landolt schlagen vor, das Konzept des Transnationalen zu beschränken auf „occupations and activities that require regular and sustained social contacts over time across national borders for their implementation. (...) It excludes the occasional gifts of money and kind sent by immigrants to their kin and friends (not an occupation) or the one time purchase of a house or lot by an immigrant in his home country (not a regular activity)“ (Portes/Guarnizo/Landolt: 1999: 219). Die Feststellung über historische Migrationsverläufe, dass nur „Few immigrants actually lived in two countries in terms of their routine daily activities“ (ebd.: 225) verweist auf eine noch engere Definition transnationaler Migration der AutorInnen. Ähnliche Kriterien beschreiben Basch et al. Am Beispiel ihrer Studie über MigrantInnen aus der Karibik und den Philippinen in New York: „The migrants in the study moved so frequently and were seemingly so at home in either New York or Trinidad as well as their societies of origin that it at times became difficult to identify where they ‚belonged‘.“ (Basch/Glick-Schiller/Szanton-Blanc 1994: 5)

Andere WissenschaftlerInnen weisen darauf hin, dass Migrationen durchaus auch ohne regelmäßige Mobilität und gleichmäßige Integration in zwei gesellschaftliche Kontexte transnational sein können. Denn tatsächlich scheinen diese Bedingungen nur für wenige Gruppen transnationaler MigrantInnen zuzutreffen. Zur Frage der regelmäßigen Wanderung stellt Mahler in ihrer Studie über SalvadorianerInnen in den USA fest, dass die Regelmäßigkeit und Häufigkeit der Reisen keinesfalls ein Indikator für die Stärke der Bindungen an den Herkunftskontext seien, sondern vielmehr an strukturelle Bedingungen geknüpft seien: so reisten nur die MigrantInnen regelmäßig nach El Salvador zurück, die über einen gefestigten Aufenthaltsstatus und die ökonomischen Mittel zum Reisen verfügten (1998: 78, vgl. auch Portes 2003: 880ff, der feststellt, dass es eher ökonomisch erfolgreiche MigrantInnen mit sicherem Aufenthalt sind, die transnationale Aktivitäten entwickeln.). Vor diesem Hintergrund kann man mit Mahler fragen, inwiefern Mobilität überhaupt als Regel oder nicht vielmehr als Ausnahme unter den transnationalen Praktiken zu betrachten ist (Mahler 1998: 78). Auch die Studien über Migrantinnen, die ihre Kinder im Herkunftsland zurücklassen und diese mit ihrem Lohn unterstützen, zeigen auf, dass viele dieser „transnationalen Mütter“ häufig aufgrund eines unsicheren Aufenthaltes und der hohen Reisekosten über Jahre nicht zu ihren Kindern zurück pendeln, dabei allerdings zugleich extrem enge Beziehungen zum Herkunftskontext aufrecht erhalten (vgl.

Parreñas 2001, zum Aspekt von transnationaler Mutterschaft siehe unten). Hier sind offensichtlich nicht die Wanderungen transnational, wohl aber die Lebensweisen der Migrantinnen, die auch ohne physische Anwesenheit unter anderem durch Geldsendungen (remittances) die Bindungen aufrechterhalten. Guarnizos Begriff des transnationalen Lebens „refers to a wide panoply of social, cultural, political, and economic cross-border relations that emerge, both wittingly and unwittingly, from migrants’ drive to maintain and reproduce their social milieu of origin from afar.“ (Guarnizo 2003: 667).⁸ Er scheint hier nützlich zu sein, um die Praktiken auch von nicht regelmäßig mobilen MigrantInnen als „transnational“ beschreiben zu können.

Ist die Überweisung von remittances ein Indikator für transnationale Lebensweisen, so lässt sich anhand deren ständig wachsender ökonomischen Bedeutung für nationale Ökonomien eine Zunahme transnationaler Lebensweisen feststellen (Guarnizo 2003: 673f). Allerdings muss die Feststellung Guarnizos, dass die Analyse von remittances „highly effective in revealing migrants’ commitment and support to their homelands“ (Guarnizo 2003: 666) ist, sicherlich eingeschränkt werden. Denn die Überweisung von remittances setzt voraus, dass der/die TransmigrantIn ökonomisch erfolgreich war. Ist dies nicht der Fall, können auch keine Zahlungen getätigt werden, unabhängig davon, wie eng die Bindung an den Herkunftskontext ist. Insofern kann ein Telefonanruf, in dem der Familie „zu Hause“ begründet wird, warum kein Geld geschickt werden kann, ebenso auf eine enge Bindung verweisen, wie die tatsächliche Überweisung von Geld (Kolbon 2008). Darum betonen Mahler/Pessar die Notwendigkeit, neben den tatsächlich sichtbaren, sich materialisierenden Aktivitäten, auch die Subjektivitäten der MigrantInnen in die Analyse des Transnationalen mit einzubeziehen, da konkrete Aktivitäten nicht ohne vorgelagerte Vorstellungen, Planungen, Wünsche und Ideen realisiert werden: „However, there are cases where people may not take any transnational actions that can be objectively measured (such as remitting funds, writing letters or joining transnational organizations) yet live their lives in a transnational cognitive space.“ (2001: 8) Mahler und Pessar verdeutlichen dies an einem Beispiel, in dem die transnationale Migration auch die Zurückgebliebenen affiziert: „A concrete example would be youth who envision themselves as becoming migrants to such a degree that they stop attending school, seeing very little utility in education if they become overseas workers. Perhaps they do migrate at a later date, translating their imagination into reality, but even if they never realise their dreams the fact that they leave school cannot be fully understood without reference to their imagined lives as migrants.“ (Mahler/Pessar 2001: 8)

⁸ Guarnizo betont dabei, dass „transnational living“ wie er es versteht, einen dynamischen Prozess beschreibt, an dem auch NichtmigrantInnen sowie Institutionen beteiligt sein können (2003: 670).

Zusammenfassend kann also festgestellt werden, dass die regelmäßige Mobilität nicht unbedingt ein Indikator für transnationale Lebensweisen ist. Dies legt nahe, dass die gleichmäßige Integration in mehrere gesellschaftliche Kontexte, wie im Beispiel von Basch/Glick-Schiller/Szanton-Blanc (1994: 5) beschrieben, ebenfalls eher eine Ausnahme transnationaler Lebensweisen darstellt. Diese besteht häufig nicht einmal für PendelmigrantInnen, die tatsächlich regelmäßig zwischen ihrem Herkunftsland (in dem zumeist die Familie verbleibt) und ihrem Arbeitsplatz im Zielland wandern, denn sie sind nur in den seltensten Fällen gleichermaßen in beide gesellschaftliche Kontexte integriert, da die Arbeitsbelastung während des Arbeitsaufenthaltes hoch und der sozial-räumliche Radius der MigrantInnen zumeist auf den Arbeitsplatz beschränkt ist (vgl. z.B. Korczynska 2001).

Sabine Hess kritisiert diesbezüglich, dass das Paradigma der Integration im Zielland als Maßstab für eine „erfolgreiche“ transnationale Migration die Gefahr birgt, sich in einem Diskursstrang der Migrationsforschung zu verfangen, den zu überwinden die Forschung zu transnationaler Migration eigentlich antrat, nämlich den politischen Fragen von Integration und Assimilation (2005: 236). Denn nicht erfasst wird auf diese Weise die subjektive Dimension der Migrationspraxis, etwa dass Mobilität immer auch die Möglichkeit birgt, diese zu verstetigen, womit das Leben im Zielland als greifbare Option erscheint.

An diese Diskussion anschließend stütze ich mich auf eine Konzeption, die unter transnationaler Migration die perspektivische Ausrichtung an mehreren sozialen/geographischen Kontexten versteht, wobei die Intensität der Bindungen phasenweise sehr unterschiedlich ausfallen kann.

Zum Verhältnis von Migration und staatlichen Strukturen

Betrachtet man die oben diskutierten Konzepte zu transnationaler Migration, so wird deutlich, dass die Aktivitäten der MigrantInnen in besonderer Weise im Mittelpunkt vieler Studien zu transnationaler Migration stehen. In welchem Verhältnis das Handeln der MigrantInnen zu staatlichen und anderen institutionellen Strukturen steht, ist dabei in der Forschung umstritten. Denn zum einen sind es nicht nur MigrantInnen, die transnationale Verbindungen herstellen, sondern auch beispielsweise multinationale Unternehmen oder staatliche Beziehungen tragen zur Erschaffung transnationaler sozialer Räume bei (vgl. Jordan 1997). Zum anderen scheint die Konzentration auf die Aktivitäten von MigrantInnen für eine Analyse des Transnationalen unzureichend, da migrantisches Handeln – selbst wenn es um klandestine Migration geht – immer auch in Wechselwirkung zu staatlichem bzw. institutionellem Handeln steht, indem beispielsweise Migra-

tionspolitiken die Mobilität erleichtern oder erschweren können oder spezifische Kulturen der Solidarität bestehen etc (vgl. z.B. die Studien von Salih 2003 über marokkanische Migrantinnen in Italien und Ong 2005 über die Ausbildung eines spezifisch chinesischen Transnationalismus⁹, sowie Mountz et al. 2002 über die Effekte staatlicher Asylpolitik auf die Ausbildung spezifischer Identitäten am Beispiel Salvadorianischer AsylbewerberInnen). Das weitgehende Fehlen dieser Analyseebene habe zudem, wie einige KritikerInnen feststellen, zu der irrtümlichen Feststellung geführt, dass staatliche Politiken für transnationale Migrationspraktiken an Einfluss und Bedeutung verlören (vgl. kritisch Bommes 2003, Guarnizo/Smith 1998). Dies habe zur Folge, dass transnationale MigrantInnen als widerständige Subjekte konstruiert würden, die Konzepte von Identität, Staatlichkeit und Nation quasi unterwandern und damit auch gesellschaftliche Hierarchien und Machtverteilungen in Frage stellen (vgl. z.B. Bhabha 1990, Portes/Guarnizo/Landolt 1999: 220). Dem halten Kritikerinnen entgegen, dass das Bewegen in verschiedenen Räumen und Systemen nicht per se subversiv sei und transnationale Migration nicht von gesellschaftlichen Strukturen unabhängig sei, sondern vielmehr eingebettet ist in „enduring asymmetries of domination, inequality, racism, sexism, class conflict, and uneven development in which transnational practices are embedded and which sometimes even perpetuate“ (ebd. Guarnizo/Smith 1998: 6). Neben der Stilisierung der transnationalen MigrantInnen zu Agenten der Subversion lässt sich in einigen Studien allerdings – was nicht weniger eine problematische Verkürzung zu sein scheint – eine Tendenz zur Viktimisierung feststellen, die durch eine Überbetonung struktureller Zwänge bei gleichzeitiger Vernachlässigung der Analyse der Aktivitäten der Migrantinnen selbst festzustellen ist. In der Konzeption von Rouse, der befürchtet, dass TransmigrantInnen „a transnational semiproletariat, caught chronically astride borders“ (1992: 45) werden könnten, scheinen mögliche positive Effekte der Migration in Hinblick auf die Akkumulation von Ressourcen sowie der Veränderung der subjektiven Perspektive durch Migration weitgehend ignoriert zu werden (vgl. kritisch zur Frage der Viktimisierung auch Karakayalı/Tsianos 2007).

Warum transnational migrieren?

In der Forschungsliteratur findet die Feststellung, dass es sich bei transnationaler Migration nicht um ein neues Phänomen handelt, allgemeine Zustimmung. Je-

⁹ Neben der Gegenüberstellung von Staat und Individuum kritisiert Ong auch die Gegenüberstellung von verschiedenen Sphären wie Kultur, Ökonomie, Subjektivität etc. Sie zeichnet am Beispiel Chinas nach, wie sich auf der Grundlage historisch-kultureller Traditionen spezifische „chinesische“ ökonomische Praktiken und Aktivitäten entwickelten (vgl. Ong 2005).

doch sei eine quantitative Zunahme dieser Migrationsform durch die Erleichterung im Bereich des Telekommunikations- und Transportwesens zu verzeichnen, die sie auch qualitativ verändert habe und damit einer besonderen Analyse bedarf (vgl. z.B. Faist 2000b: 9, Basch/Glick-Schiller/Szanton-Blanc 1997: 81, Goldring 1998: 180). Für diese Zunahme transnationaler Migrations- und Lebensformen werden verschiedene Ursachen genannt. Dazu gehören unter anderem rigide Einwanderungspolitiken der Empfängerländer von Migration, die es MigrantInnen unmöglich mache, sich längerfristig an einem Ort einzurichten. Zu dieser „Planungsunsicherheit“ tragen sowohl temporär begrenzte Visa als auch die gänzliche Verweigerung von Aufenthaltsberechtigungen bei (Hess 2005: 234ff).

Glick-Schiller et. al (1997) stellen zudem fest, dass sich durch ökonomische Restrukturierungsprozesse die Mobilität von Menschen allgemein erhöht (ebd.: 91) und dass sich zumeist Formen transnationaler Migration entwickelten, da die veränderten Bedingungen bei den MigrantInnen zu der Annahme führten, sich vielfältige Reproduktionsoptionen an mehreren Orten offen halten zu müssen, da ein geographischer Bezugspunkt nicht ausreichend Sicherheit bieten könne. So werden ökonomische Risiken dadurch minimiert, dass eine Rückkehroption aufrechterhalten wird, wobei die Mehrfachorientierung auch ermöglicht, verschiedene Erwerbsoptionen an verschiedenen Orten zu nutzen (ebd.: 95, vgl. auch Salih 2003: 62). Insofern scheinen auch aktuelle ökonomische Entwicklungen diese Migrationsform zu fördern. So stellen Guarnizo/Smith die These auf, dass die Art des Arbeitskräftebedarfs sowie die Bedingungen auf den Arbeitsmärkten in einer globalisierten Ökonomie transnationale Migration begünstigen, was nicht zuletzt auch auf das Lohn-Preisgefälle zwischen Entsende- und Empfängerstaaten transnationaler MigrantInnen zurückzuführen ist (1998: 18). Reproduktionskosten der migrantischen Arbeitskräfte und ihrer Familien werden so quasi in die Herkunftsländer ausgelagert (vgl. auch Hondagneu-Sotelo/Avila 1997: 552).

Eine weitere Ursache für transnationale Migrationspraktiken sieht Goldring zudem in der rassistischen Strukturiertheit der Aufnahmegesellschaften. Über die von ihr untersuchte Gruppe der SalvadorianerInnen in den USA stellt sie fest: „The experience of migrating to a country where hegemonic racial constructions locate them in a disadvantaged position certainly contributes to people retaining ties and identities associated with their home countries and communities, as these offer a refuge from US racialization“ (1997: 182, vgl. auch Salih 2003: 62, Portes 2003: 880). Diese benachteiligte Position reicht von der Vorenthaltung von staatsbürgerlichen Rechten über schlechtere Bedingungen auf dem Arbeitsmarkt bis hin zu verbalen und physischen Übergriffen. Die Aufrechterhaltung von transnationalen Bindungen und den damit verbundenen sozialen Identitäten ermöglichen es den TransmigrantInnen, ihre ökonomische Situation zu verbes-

sern, ihr Selbstbewusstsein zu erhalten sowie ihren sozialen Status im Herkunftsland zu erhöhen. Sozialer Status ist ein Begriff aus der Ungleichheitsforschung, mit dem innerhalb der Schichtentheorie die vertikale Organisation einer Sozialstruktur beschrieben wird (vgl. Hradil 2005). Sozialer Status bezeichnet „die bessere oder schlechtere Stellung eines Menschen im Oben und Unten einer Dimension sozialer Ungleichheit“ (Hradil 2005: 33). Status kann zugeschrieben werden, beispielsweise durch Alter oder Klassenposition, oder erworben, wie beispielsweise eine berufliche Position (ebd. 35), wobei beide Statusformen über Symbole zur Schau gestellt werden (das große Auto, die eigene Bibliothek). Daneben wird Status auch internalisiert, was zur Ausbildung eines spezifischen Habitus führt (vgl. Bourdieu 1987).

Luin Goldring (1997) zeigt am Beispiel einer mexikanischen Dorfgemeinschaft die Möglichkeit für transnationale MigrantInnen, ihren sozialen Status in der Herkunftsgemeinschaft zu erhöhen. Diese Statuserhöhung findet auf zwei Ebenen statt: zum einen können die transnationalen MigrantInnen sich mit dem in den USA verdienten Geld in ihrem mexikanischen Dorf einen Lebensstandard leisten, der ihnen in den USA nicht möglich wäre. Zum anderen teilen die BewohnerInnen dieser Dörfer die gleichen Wertevorstellungen, wodurch die Statuserhöhung überhaupt erst möglich wird: nur in einem gemeinsamen Zeichensystem realisiert sich der Wert eines großen Autos oder einer Gefriertruhe. Die transnationale Community ist hier der soziale Raum, in dem sich Status realisiert.¹⁰

Die mexikanischen MigrantInnen erhöhen in der Herkunftsgemeinschaft ihren Status, erfahren aber gleichzeitig eine transnationale Statusinkonsistenz: dieser Begriff bezeichnet das Auseinanderklaffen des Status eines Menschen in verschiedenen Systemen oder Dimensionen sozialer Ungleichheit. Diese Statusinkonsistenz erfahren die von Goldring untersuchten MigrantInnen durch ihre transnationale Lebensweise: denn in den USA erleben diese rassistische, ökonomische und soziale Ausschlüsse, die sich vor allem auch in einer prekären Arbeitssituation niederschlagen¹¹. Diese Erfahrung machen transnationale MigrantInnen weltweit, da ihnen zumeist vor allem schlecht bezahlte, unsichere und gefährliche Jobs in den Schattenökonomien der Aufnahmegesellschaften offen stehen. Dazu gehören Sexarbeit (vgl. Weijers/Lin 1997, Andrijašević 2004), bezahlte Haushaltsarbeit (vgl. Lutz 2007a, Parreñas 2001, Adams/Dickey 2000,

¹⁰ Wobei Goldring auch darauf verweist, dass sich Statussymbole und ihre Wertschätzung durch das transnationale Leben verändern (1997: 184).

¹¹ Auf das Konzept des Status sei hier vor allem zum besseren Verständnis von Goldrings Untersuchung verwiesen. Darüber hinaus beziehe ich mich zur Beschreibung von gesellschaftlicher Positionalität auf die Perspektive der Intersektionalität (siehe 1.3).

Mommsen 1999, Sanjek/Colen 1990, siehe unten) sowie die Landwirtschaft (vgl. Korczynska 2001, Berlan 2004).¹²

*Transnationale Migration und Geschlecht*¹³

Lange Zeit stand die Migration von Männern im Zentrum der Migrationsforschung. Frauen wurden dagegen nicht als eigenständig Migrierende wahrgenommen, sondern nur in ihrer Rolle als nachziehende Töchter und Ehefrauen konzeptualisiert. Das diese beschränkte Perspektive den tatsächlichen Migrationspraktiken von Frauen nicht gerecht wird, ist spätestens mit der empirischen Erkenntnis deutlich geworden, dass ein sehr großer Teil der weltweit Migrierenden Frauen sind, die aus eigener Initiative heraus ihre Migration organisieren. Um die spezifische Situation von Migrantinnen erfassen zu können, bedarf es allerdings einer gendersensiblen Betrachtungsweise von Migration. Denn der genderbias strukturiert das gesamte Feld der Migration, angefangen von der Vergesellschaftung der Migrantinnen in ihren Herkunftsländern über die Migrationsmotivationen und -bedingungen (wie z.B. nationalstaatliche Migrationspolitiken) bis hin zu geschlechtersegregierten Arbeitsmärkten (vgl. Phizacklea 2003). So stellt Lim (1995) fest, dass aufgrund patriarchaler Gesellschaftsstrukturen grundsätzlich die Stellung von Frauen innerhalb der Familie (auch in Anhängigkeit von ihrem Alter und ihrer Stellung im Lebenszyklus) die Entstehung von Migrationsmotivationen sowie die Möglichkeit der Migration beeinflussen. Ebenso lässt sich die patriarchale Gesellschaftsstruktur selbst als ein frauenspezifischer Migrationsgrund lesen, denn es lässt sich feststellen „... daß der Ansporn zur Migration abnimmt, je höher der Status der Frau innerhalb der Familie und innerhalb ihrer Ursprungsgesellschaft ist. Je größer die Unterordnung unter männliche Autorität ist, desto größer ist für die Frau der Anreiz zu migrieren, obschon ihre Bewegungsfreiheit hierdurch stark eingeschränkt sein kann.“ (Hillmann 1996: 49f).

¹² In Bezug auf Arbeitsbereiche transnationaler MigrantInnen lässt sich feststellen, dass die transnationale Migration selbst spezifische Arbeitsmärkte hervorbringt, indem für die Lebensgestaltung transnationaler MigrantInnen spezifische Bedarfe bestehen: so z.B. im Personentransport, Import von Produkten des täglichen Bedarfs aus den Herkunftsländern in die Aufnahmegesellschaften sowie vice versa der Export von Produkten der Aufnahmegesellschaften in die Herkunftsländer, Dienstleistungen für transnationale MigrantInnen wie Transport von Post und remittances etc. (vgl. Portes 1996, Guarnizo 2003).

¹³ Die sozialwissenschaftliche Debatte geht von der gesellschaftlichen Konstruiertheit des Geschlechts aus, wobei die Annahmen, auf welche Art und Weise, Geschlecht hergestellt wird, divergieren (vgl. z.B. die Theorie des „doing gender“ von Goffman (1994) weiter unten oder Butler (1991) über die diskursive Produktion von Geschlecht).